



Kunstvolle Rollenprosa über die Wurzeln des Nahostkonflikts. Alon Hilu.

[Foto: Kobi Kalmanowitz]

Der Begründer des Zionismus heißt bekanntermaßen Theodor Herzl. Dass aber schon Ende des 19. Jahrhunderts, also noch bevor Herzl den Zionismus theoretisch fundiert und populär gemacht hatte, einzelne Gruppen von Juden aus Osteuropa nach Palästina eingewandert waren, um dort eine neue Heimat für das jüdische Volk zu schaffen, ist außerhalb Israels viel weniger bekannt. Die Pioniere dieser ersten Einwanderungswelle kauften Land, gründeten Orte wie Rischon le Zion oder Petach Tikva und machten die ersten Versuche, das biblische Hebräisch zu einer gesprochenen, modernen Sprache zu gestalten.

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit ist in Israel seit vielen Jahren eine Selbstverständlichkeit. Das Denken und Handeln jüdisch-europäischer Pioniere der allerersten Jahre kritisch zu beleuchten war vielleicht der letzte Tabubruch, der noch ausständig war. Der Schriftsteller Alon Hilu, 1972 in Jaffa geboren, hat in seinem Buch „Das Haus der Rajanis“ nun auch diesen vollzogen.

Der Ich-Erzähler und Protagonist dieses historischen Romans ist Isaak Luminsky, ein aus Polen stammender junger Agronom. Er ist, wie viele andere (jüdische wie nicht jüdische) Europäer, die sich in jener Zeit auf den Weg machten, um entlegene Gebiete der Welt zu besiedeln und die Eingeborenen zu „zivilisieren“, ein typischer Kolonialist. Als er 1895 in Jaffa an Land geht, äußert er sich sogleich abschätzig über die arabischen Bewohner des Landes. Ihre Sprache sei „krächzend wie die eines afrikanischen Papageis“, ihr Benehmen „unstreitbar noch die elementarsten Grundlagen jeglicher Kultur vermissend“. Luminsky erlebt die „Angehörigen dieser Rasse“ als schmutzig, hinterhältig und lethargisch und träumt davon, das fruchtbare Land, das von seinen Bewohnern bis dahin sträflich vernachlässigt worden sei, zum Blühen zu bringen. Vorerst müssen sich die Kolonisten jedoch mit „minderwertigen, schlechten Böden, Sand- und Sumpfland, Tropenfieber und Schwindsucht“ zufriedengeben. Viele geben auf, kehren nach Europa zurück oder wandern nach Amerika aus, doch Luminsky und seine Frau sind fest entschlossen, sich in Palästina eine neue Heimat aufzubauen.

Auch das Frauenbild Isaak Luminskys spiegelt die Vorstellungen der Männer seiner Zeit wider: Die „Maske der Schönheit“ einer Frau verberge nur die „Störigkeit des Esels“ und die „Dummheit der Ziege“.



Alon Hilu
Das Haus der Rajanis
Roman. Aus dem Hebräischen
von Markus Lemke. 356 S., geb.,
€ 20,00 (C. H. Beck Verlag,
München)

Eine Wüstenei ohne Oase

Überheblichkeit, Vorurteile, Kolonialismus: Alon Hilus raffiniert konstruierter, grotesker Roman „Das Haus der Rajanis“ über die ersten jüdischen Einwanderer nach Palästina im 19. Jahrhundert.

Von Vladimir Vertlib

Ihr Hirn sei „wankelmütig und betrügerisch wie das der Katzen“. Isaaks Frauenhass ist besonders ausgeprägt, weil ihn „hinter den zusammengepressten Schenkeln“ seiner eigenen Ehefrau ein „ausgedorrtes Land“ erwartet, „eine Wüstenei ohne Oase, siebenmal trostloser als die Sahara und die Wüste Negev zusammen“. Isaak findet bei Prostituierten Trost, bereist das Land und verliebt sich schließlich in Afifa Rajani, eine attraktive Muslimin, deren Ehemann meist geschäftlich auf Reisen ist. Die junge Frau erwidert Isaaks Gefühle und lässt sich auf eine heimliche Beziehung mit ihm ein.

Affas Sohn, der zwölfjährige Salach, ein hochbegabtes, verträumtes Kind, ein Eigenbrötler mit Suizidgedanken, der helllichtig in die Zukunft schauen kann und poetische Texte schreibt, hält den stattlichen Europäer gar für den Engel Gabriel. Salach, der zweite Held und ebenfalls Ich-Erzähler von Alon Hilus Roman, und Isaak werden Freunde, bis die Geschichte eine dramatische Wendung nimmt.

Herr Rajani stirbt an einem Herzinfarkt. Kurze Zeit später beobachtet Salach die eigene Mutter und den „Engel“ beim Liebes-

akt. Seine Freundschaft schlägt in Hass um, der bald allen Juden gilt. In seinen Albträumen sieht er sie als Eindringlinge, die „Araber mit dem Schwerte abschlichten und sich ihrer Häuser bemächtigen“. Dass Isaak zum Verwalter des Rajani-Gutes bestellt wird und die große Orangenplantage nicht nur zu einem modernen, profitablen Betrieb macht, sondern diesen darüber hinaus mit allen Mitteln in seinen eigenen Besitz bringen möchte, stützt Salachs Überzeugung, dass der Jude ein „Engel des Verderbens“ sei. Nun schmiedet er Rachepläne, in denen „Blut mit Fleisch sich mischt“ und die „bleichgesichtigen Juden mit verschlagenem Blick zerquetscht und zermalm“ werden.

Der Roman „Das Haus der Rajanis“, abwechselnd aus Isaaks und Salachs Perspektive erzählt, ist kunstvolle Rollenprosa, in der eindringlich jene falschen Erwartungshaltungen, Missverständnisse und vorgefassten Meinungen erkennbar werden, die vor mehr als 100 Jahren den Nahost-Konflikt ausgelöst haben und bis heute prägen. So ist das Buch voller Symbole und Anspielungen, die – das eine Mal überhöht, das andere Mal ironisch gebrochen – das ambivalente Verhältnis von Juden und Arabern im Heiligen Land aufzeigen. Die vielen grotesken und witzigen Passagen des Textes sind vor allem auf die antiquierte und blumige Sprache der Protagonisten zurückzuführen, auf unfreiwillig komische Formulierungen wie „Ich ging vor Anker in ihr, bis sie versank“ oder „Dräuender Zorn, züngelnde Flamme und heißes, brodelndes Wasser kochen und schäumen in mir“.

Alon Hilus raffiniert konstruierter, spannender Roman zeichnet ein plastisches und glaubwürdiges Bild Palästinas im ausgehenden 19. Jahrhundert – das einer dünn besiedelten, armen Provinz des Osmanischen Reiches, der durch die Masseneinwanderung europäischer Juden eine radikale Veränderung bevorsteht. „Von dem eleganten Anwesen der Rajanis ist nichts geblieben“, heißt es im Epilog. „Eine Großstadt entstand, wo ehemals sich die Ländereien des Gutes erstreckten.“ Diese Großstadt ist Tel Aviv.

„Das Haus der Rajanis“ hat in Israel viel Aufsehen erregt. Von Künstlern, Politikern, sogar vom Staatspräsidenten Schimon Peres, der den Roman als „außergewöhnlich“ bezeichnete, hoch gelobt, musste Alon Hilu allerdings auch viel Kritik einstecken. Nachkommen der ersten jüdischen Einwanderer warfen ihm eine verzerrte Sicht auf den Zionismus vor. Die karikaturhafte Darstellung der Romanfigur Isaak Luminsky habe nichts mit dem wahren Charakter der zionistischen Pioniere der ersten Stunde zu tun.

Der Autor selbst bezeichnet sein Buch in einem Interview jedoch keineswegs als antizionistisch. Vielmehr versuche er, das Selbstverständnis der jüdischen Israelis in Frage zu stellen und den „palästinensischen Anderen“ zu entdämonisieren. Dies sei, so Hilu, der einzige Weg zu einer wahren Aussöhnung zwischen Arabern und Juden.

Schriftsteller, wenn es regnet

Abgründig: Samko Táles slowakischer Forrest Gump.

Von Zdenka Becker

Samko Tále, der auf seine Gesundheit achten muss, weil er eine Invalidenrente bezieht – und wer eine Invalidenrente bezieht, muss gesund bleiben –, ist ein Original. Seine Krankheit hat einen Namen, den er nicht kennt, was er aber mit Sicherheit weiß, ist, dass er sich nicht zu rasieren braucht und nicht mehr wachsen wird. Er ist 152 Zentimeter groß und nach eigenen Angaben sehr schlau. Der Ich-Erzähler in Daniela Kapitánová Buch ist ein geistig zurückgebliebener Mann, ein stinkender Altpapiersammler, einer der viel redet und die Dinge auf den Punkt bringt. „Ich hab viel Intelligenz, obwohl man das gar nicht braucht, denn wir sind hier in der Slowakei.“

Gusto Ruhe, einer aus dem Ort, „der sich von Alkohol ernährt“, prophezeit Samko, dass er ein Buch über den Friedhof schreiben wird, und dieser macht sich mit kindlicher Naivität gleich ans Werk. Er reflektiert die Ereignisse, die rund um ihn passieren, von einem Tag auf den anderen ist er ein Schriftsteller, „am liebsten dann, wenn es regnet“. Aber „Schriftsteller zu sein ist deshalb sehr schwer, weil davon die Hand wehtut“. Er schreibt über den dummen Krkan von der Sammelstelle, die alte Jungfer, die „hässlich war und ungenügende Brüste hatte“, einen Mann, der „bei uns gestorben ist, ohne dass er krank war“, Doktoren, die nervös sind, wenn man ihnen etwas verraten will, und über einen Mann, der mit aufgeklopfter Hose beerdigt werden wollte.

Zurück nach Zigeunesien

Im Unterschied zu Forrest Gump, mit dem Samko Tále in den slowakischen Rezensionen verglichen worden ist, kann der Held aus Komárno, einer Grenzstadt zu Ungarn, Schlecht von Gut nicht unterscheiden. Vielmehr ist er ein Sprachrohr der nationalistisch denkenden Bevölkerungsschicht, die alles Fremde und Andersartige ablehnt. „Ich will nicht, dass es Zigeuner auf der Welt gibt, sollen sie doch weggehen, zum Beispiel dahin, wo sie hergekommen sind, nach Zigeunesien.“ Er hasst die Ungarn und gleichzeitig schämt er sich, weil seine Großmutter eine Ungarin war und deutsche Bücher las und „Schwuchteln hasst ein jeder. Wieso gibt es überhaupt schwule Schwuchteln, wenn man so etwas nicht macht“, und er sinniert weiter, „da lässt sich heute leider nichts mehr machen, denn jetzt ist Demokratie“.

Samkos Erzählweise entspricht seinem beschränkten Intellekt, die Sätze sind abgehackt und oft erst nach wiederholter Lektüre verständlich. Man findet verdrehte Fremdwörter und Ausdrücke – und doch ergibt die ganze Geschichte einen Sinn. Der Balanceakt zwischen Tragödie und Komik gelingt, die Schicksale der Säufer, Irren, Versager, Pechvögel, Diebe und Selbstmörder ziehen den Leser in ihren Bann und verursachen Schmunzeln, mitunter lautes Lachen. Denn Komárno ist überall, genauso wie Menschen, die alles Gehörte unreflektiert nachplappern und sich damit lächerlich machen.

„Buch über den Friedhof“, Kapitánová Debüt aus dem Jahr 2000, brachte es in der Slowakei auf vier Auflagen. 2010 kam die Novelle in der englischen Übersetzung von Julia Sherwood im Garnett-Press-Verlag in Großbritannien heraus. Abgründig, witzig, absolut lesenswert.



Samko Tále
Buch über den Friedhof
Novelle. Aus dem Slowakischen von Ines Sebesta.
196 S., geb., € 18,80 (Wieser Verlag, Klagenfurt)